

Prophetenbilder.

Von P. Aug. Rösler C. Ss. R. in Mautern (Steiermark).

4. Johannes-Elias.

Der letzte Prophet des Alten Bundes, Malachias, hat im letzten Kapitel¹⁾ seiner Heilspredigt Anfang und Ende der messianischen Zeit in zwei Gottgesandten gekennzeichnet, die ihrem Amtsgeiste nach eins sind, in Johannes und Elias. Angesehene Erregten verteidigen sogar die persönliche Identität des Heroldes, der als Wegbereiter dem Bundesengel vorausgesandt wird (3, 1), mit Elias dem Propheten, der dem großen und furchtbaren Tage des Herrn vorausgehen soll (3, 23). Der Herr selbst hat jedoch als Meister aller Schrifterklärung in der Lobrede auf seinen Vorläufer (Mt. 11, 7—15) deutlich genug beide in ihrem geschichtlichen Auftreten unterschieden, wie er andererseits ihre wunderbare Geistesverwandtschaft hervorgehoben hat. „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen?“ fragt er die Volksscharen. „Einen Propheten? Fürwahr, ich sage euch: noch mehr als einen Propheten. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, daß er deinen Weg vor dir bereite!“ So ist der große Täufer durch die unfehlbare Wahrheit als der von Malachias (3, 1) verheißene Messiasbote bezeichnet; nicht minder wird gleich darauf seine Beziehung zu Elias klar dargelegt: „Alle Propheten und das Gesetz bis auf Johannes prophezeiten, und wenn ihr es recht verstehen wollt: er ist Elias, der da kommen soll“ (vgl. Mt. 17, 10—13). Hiemit hat der Heiland, gerade so wie der Erzengel bei der Botschaft an den Vater des Täufers (Lk. 1, 17), das Amt und den Geist des Elias

¹⁾ Die Kapiteleinteilung des hebräischen Textes ist hier sicher der Einteilung der lateinischen Vulgata vorzuziehen, die von dem 3. Kapitel die Verse 19—24 als 4. Kapitel abtrennt.

dem heiligen Johannes zugesprochen. Er hat aber auch das Bekenntnis des Täufers selbst: „Ich bin nicht Elias“ (Jo. 1, 21) bestätigt, womit dieser die irrige Meinung der Judäer in Abrede stellte, als sei er persönlich der wunderbar entrückte, wieder erschienene Feuermann, der nach Malachias die zweite Ankunft des Messias zum Gerichte vorbereiten soll.¹⁾

„Der Väter Herzen den Kindern und der Kinder Herzen den Vätern zuzuwenden (Mal. 3, 24) und“, wie der Erzengel ergänzend hinzufügt, „Ungläubige der Einsicht der Gerechten, um dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten“ (Lk. 1, 17): das ist die Prophetenaufgabe des einen wie des anderen. Was Johannes diesem Berufe gemäß im Geiste des Elias getan hat, wissen wir aus dem Evangelium; was „dem Typus aller Gottgesandten“, Elias, bei seiner Wiederkunft nach dem Vorgange des Täufers zu tun obliegen wird, können wir ahnen. Als katholische Priester haben wir nun der Zeit nach zwischen Johannes, dem Wegbereiter des barmherzigen Erlösers und Elias, dem Vorläufer des strengen Richters, unseren Beruf zu erfüllen, der uns in die engste Geistesverwandtschaft mit dem „Maximus vatum“ bringt. „Dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten“, ist ja doch auch unsere Lebensaufgabe, die uns ganz und gar beansprucht.

„Ecce agnus Dei, ecce qui tollit peccatum mundi“, sagt der Seelsorgspriester vom Tage seiner Primiz an unzähligemal und steht damit jedesmal als ein anderer Johannes vor dem gläubigen Volke. Aus reiner Gnade berufen wie der Täufer, hat der Priester ein übernatürliches Gnadenleben selbst zu führen und anderen zu vermitteln. Als Prophet der Uebernatur steht Johannes-Elias somit überweltlich, überzeitlich, übermenschlich und überglücklich vor dem Priester und ladet ihn durch sein Beispiel ein, überweltlich die Welt für Christus zu erobern, überzeitlich der Zeit zu helfen, ohne ein bloßes Kind der Zeit zu werden, übermenschlich ein gottähnliches Leben zu führen, überglücklich im innigsten Verkehr mit Christus die Menschen zu beglücken. Die Verehrung des heiligen Johannes ist nicht dem Belieben des Christen, geschweige denn des Priesters anheimgestellt. Als Nachfolger Christi muß er vielmehr ehrfurchtsvoll auf den „Freund des Bräutigams“ schauen. Jeder Zweifel

¹⁾ Durchaus richtig sagt P. Anabenhauer (Proph. minor. II. 486): „Neque ullo pacto audiendi sunt, qui nuntium illum Mal. 3, 1 et Eliam prophetam unum eundemque esse censent.“

hieran wird durch die Geschichte der Liturgie und der Kirche be-
seitigt. Als „der Größte der vom Weibe Geborenen“ hat der Täufer
von den ersten christlichen Jahrhunderten an seinen Platz unmittelbar
nach der Gottesmutter in der Verehrung der Christenheit erhalten.
Ähnlich wie der Herr selbst und seine gebenedeite Mutter ist auch
der Vorläufer immer wieder von den großen Meistern des Meißels
und des Pinsels erwählt worden, um in seiner Darstellung ihre
Kunst zu erproben, ohne daß es einem gelungen wäre, ein befriedi-
gendes Bild von ihm zu schaffen. Wer sollte es auch fertig bringen,
diese reinen, aller Verstellung unfähigen Augen zu malen, die in
demütigster Hingabe an Jesus vergehen und doch auch in vernich-
tender Majestät bei der Bußpredigt blitzen! Wer vermöchte diese
gewaltige Kraftgestalt im rauhesten Bußgewande mit dem zartesten
Kindesherzen bildlich so darzustellen, daß der Betrachtende sagen
könnte: So etwa muß er ausgesehen haben? Ein Zeichen der Größe
des Mittelalters ist es, daß das damalige Volksleben von der Ver-
ehrung des großen Täufers ganz durchsetzt war. Unserer kleinen
Zeit dagegen waren zu ihrer großen Schande ein Sudermann und
ein Wilde vorbehalten, die Johannes' erhabene Lichtgestalt zum Er-
gößen eines geilen Theaterpöbels in ein armseliges Zerrbild ver-
wandelten. Je weniger eine Zeit, wie die gegenwärtige im Dies-
seitsgenuß versunken, von Gnade und Uebernatur wissen will, desto
notwendiger sind ihr übernatürliche Gnadenpropheten. Darum hat
der Priester heute mehr wie je die Aufgabe, das Idealbild des
Täufers im Geiste und in der Kraft des Elias lebendig darzustellen.¹⁾

Zu diesem Zwecke sollen die angeführten Charakterzüge des
heiligen Johannes einzeln vorgeführt werden.

1. Der Johanneszschüler mit dem Namen seines Meisters, der
im Apostelkolleg Jesu Liebling wurde, hat mit auffälliger Vorliebe
das Verhältnis Christi und des Christen zur Welt dargestellt. Ein
Blick in die neutestamentliche Konkordanz zeigt uns die lange Reihe
von mehr als 100 Stellen seines Evangeliums und seiner Briefe,

¹⁾ Glücklicherweise besitzen wir neuestens eine Johannes-Biographie, die
als Lösung einer Preisfrage seitens der k. k. Universität in Wien mit erstaun-
licher Beherrschung der Literatur und strenger Wissenschaftlichkeit vorzüglich
die Kenntnis des einzig großen Mannes vermittelt, in dem Werke von
Dr Th. Innitzer, Johannes der Täufer, nach der Heiligen Schrift und Tra-
dition dargestellt. Wien 1908.

worin das Wort κόσμος vorkommt. Sogar der Weltapostel Paulus, der sich rühmt, der Welt gekreuzigt zu sein und die Welt als gekreuzigt anzusehen, bleibt hierin hinter Johannes zurück. Diese allseitige Betrachtung der Welt verdankt der Liebesjünger seiner Bevorzugung im Verkehr mit dem Herrn; den Grund dazu hat aber wohl der überweltliche, weltflüchtige Weltkenner Johannes in der Wüste gelegt. „Die Welt vergeht und ihre Lust, wer aber Gottes Willen tut, bleibt in Ewigkeit“ (I Jo. 2, 17). Diese auf Weltbetrachtung gegründete Weltverachtung hat die Wüste mit Einsiedlern bevölkert; sie war auch die Losung des großen Bußpredigers Johannes, die sich dem beschaulichen Geiste seines gleichnamigen Schülers tief einprägte. Seine Weltverachtung trägt aber nicht die geringste Spur von manichäischer Geringschätzung der Werke des Schöpfers, deren Inbegriff oft als Welt bezeichnet wird. Die stille, weite Wüsten- natur und die Pracht des Himmels bei Tag und Nacht darüber hat ihn vielmehr zum bewundernden Preise der göttlichen Allmacht immer aufs neue angeregt.

Ebenso wenig hat der Täufer von seiner hohen Geisteswarte aus hochmütig oder gleichgültig auf das Leben und Treiben der Weltfinder herabgeblickt. Die Scharen aus der Weltstadt Jerusalem, die ihre Weltorgen zu ihm in die Einsamkeit tragen (Lk. 3, 7 f.), weist er nicht mit Horazens: „Odi profanum vulgus et arceo“ zurück. Vielmehr zeigt er ihnen den Weg des Heils ohne jüdisch-nationale Beschränkung. Als sie sich aber bereit zeigen, diesen Weg einzuschlagen mit der Frage: „Was sollen wir also tun?“, ladet er niemanden ein, soweit wenigstens das Evangelium berichtet, die Welt zu verlassen und sein einjames Bußleben in der Wüste nachzuahmen. Nein! jeder, auch der Zöllner und der Soldat soll an seinem Platze, im Weltgetriebe bleiben, um dort berufsmäßig Gottes Willen ohne Beimischung sündhafter Selbstsucht zu vollbringen. Mit seinem scharfen Adlerauge schätzt er vom überweltlichen Standpunkt aus das mannigfaltige Weltleben richtig ein und entwickelt in klassischer Kürze das soziale Programm: Jeder tue recht seine Pflicht an seiner Stelle, an die ihn Gott gestellt hat.

Freilich liegt seinen Mahnungen nicht zuletzt die Kenntnis der Welt von einer anderen Seite zugrunde, die in den Worten Jesu wie auch des Liebesjüngers über die Welt im Vordergrunde steht. Allzeit gewärtig, Gottes Willen zu tun, hat der Bußprediger es auch nicht

verschmäht, den weltprächtigen Königspalast des weichlichen Weltlings Herodes zu betreten, um ihm Gottes Botschaft zu verkünden. Welche Majestät, aber auch welche Weltgewandtheit und welch feiner Takt muß sich dort in seinem Auftreten offenbart haben, da das Evangelium berichtet: „Herodes fürchtete den Johannes, da er ihn als einen gerechten und heiligen Mann kannte, und er nahm ihn in Schutz; auch tat er vieles nach seinem Räte und hörte ihn gerne an“ (Mt. 6, 20). Aber überweltlich, wie Johannes war, galt ihm des Königs Gunst und Gnade nichts; nur das Wohlgefallen seines einzigen überweltlichen Herrn und Gottes leitete seine Schritte, Gedanken und Worte. Treu seinem Dienste verkündet er mit echter Eliaskraft dem königlichen Ehebrecher: „Es ist dir nicht erlaubt, deines Bruders Gattin zu haben.“ Die unwürdigen Sklavettenketten gemeiner Fleischeslust, die Herodes fesseln, möchte er mit barmherziger Strenge brechen. Aber er erfährt dabei, was er genügend wußte, aufs neue, daß „die ganze Welt in der Mache des Bösen gefangen liegt“ (I Jo. 5, 19). Elias, sein Geistesverwandter, hatte das bis zum Lebensüberdruß erfahren (vgl. III Reg. 19, 4). Johannes' Schüler aber, der sich wie mit Adlersfüßchen über die Welt zu schwingen gewohnt war, blickt auf diese entsetzliche ekelhafte Sklaverei herab, da er vielleicht in der Erinnerung an den todesmutigen Meister die Worte schrieb: „Liebet nicht die Welt noch das was in der Welt ist. Denn alles in der Welt, die Fleischeslust und die Augenlust und der eitle Lebenshochmut, ist nicht aus dem Vater, sondern aus der Welt“ (I Jo. 2, 15, 16).

Johannes selbst, der überweltliche Warner vor den feinen und den groben Fesseln der Welt, war der freieste Mann, den die Erde trug. Er diente nur dem, der allein alle Gewalt im Himmel und auf Erden besitzt. Im Sonnenlichte der göttlichen Wahrheit erblicken vor dem Geistesauge des Propheten alle die großen und kleinen Sterne der Geschöpfe. „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste, die zur Bereitung der Wege für den Herrn aufruft, ruft auch in seliger Bewunderung der überweltlichen Größe des Herrn: Mit wem hat er Rat gepflogen, und wer hat ihn unterrichtet, und ihn den Pfad der Gerechtigkeit gelehrt und in der Weisheit ihn unterwiesen und ihm den Weg der Klugheit gezeigt? Siehe ... alle Völker sind vor ihm, als wären sie nicht und wie nichts und wie Eitelkeit gelten sie vor ihm“ (Jf. 40, 13 f.).

Solche Ueberweltlichkeit, die nicht gerade an das grobe Kamelhaargewand noch an das Heuschreckenmahl gebunden ist, verlangt der Herr der Kirche von seinen Dienern, die bei der Aufnahme in den Klerus beten: „Dominus pars haereditatis meae.“ Wann war sie dem Priester notwendiger als in der heutigen Verweltlichung aller Verhältnisse, die unter dem glänzenden Namen Kultur soeben einen verdienten Zusammenbruch erfährt? Diejenigen haben ihre Zeit wahrlich schlecht verstanden, die noch in den letzten Jahrzehnten einen Kampf gegen die „allzu weltfremde Seminarbildung“ für notwendig hielten und fürchteten, die übliche und durch die Jahrhunderte seit der Gründung der Kirche bewährte Erziehung des Klerus sei zu weltfremd. Noch immer hat der Geist Gottes zu hervorragenden Reformen der Welt mit Vorliebe scheinbar weltfremde, überweltliche Johannesseelen nicht selten aus der strengsten Klostereinsamkeit erweckt, während die weltkundigen und klosterflüchtigen Reformschreier dem Reiche Gottes den größten Schaden brachten. Ein Philipp von Hessen hätte einen überweltlichen Johannes gebraucht, damit die Geschichte Deutschlands einen Schandfleck weniger hätte. Heinrich VIII. von England fand leider nur einen solchen Johannes, dem er einer Buhlerin wegen den Kopf abschlagen ließ wie Herodes dem großen Täufer. Wäre der Episkopat Englands durchweg vom überweltlichen Geiste des einen Johannes Fisker erfüllt gewesen, so hätte vielleicht in dem Inselreich nicht die roheste Selbstsucht die Herrschaft über die Volksseele erhalten. Die unbedingt notwendige sittliche Neuordnung Europas und der Welt wird glücklich nur ausfallen, wenn dem überweltlichen Johannesgeiste dabei der gebührende Einfluß eingeräumt wird.

2. Mit der Ueberweltlichkeit ist eine gewisse Erhabenheit über die Zeit notwendig verbunden. Mit der Welt als Inbegriff der Geschöpfe hat ja die räthelhafte Zeit ihren Anfang genommen. Johannes führt in seinem erhabenen Prolog zum Evangelium mit den ersten Worten den Leser über diesen Anfang wie über eine Schwelle aus der Zeit ins zeitlose Reich der Ewigkeit: „Im Anfange war das Wort.“ Sein Geist schwingt sich aber in diese schwindelnden Höhen nur hinauf, um den Leser wieder hinabzubegleiten ins Reich der Zeit mit seinem: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Seinen ersten Meister Johannes führt er dabei als Zeitmesser vor, den Gottes Vorsehung selbst aufgestellt hat. Zwischen der finsternen Zeit vor dem menschengewordenen Worte und zwischen der Zeit, die mit der Er-

scheinung des Wortes im Fleische das beseligende Licht erhielt, steht als Grenzstein der Täufer: „Es trat ein Mensch auf, von Gott gesandt; er hieß Johannes. Dieser kam zum Zeugnis, um Zeugnis zu geben von dem Lichte, auf daß alle durch ihn glauben möchten.“ Keinem vom Weibe geborenen Sterblichen ist durch Gottes Geist eine solche Stelle in der Weltgeschichte angewiesen worden. Wie die Morgenröte den Ausgang der Sonne verkündet, indem sie ganz und gar die Wirkung der Sonne ist, so geht der Täufer in der Zeit dem Erlöser voraus. Durch diese innige Zusammengehörigkeit nimmt er aber auch gewissermaßen an der Ueberzeitlichkeit des ewigen Wortes, das mit der Menschwerdung auf seine Ewigkeit nicht verzichtet hat, teil. Das gilt zunächst von seiner Betrachtung der Zeit und der Zeitereignisse.

In seinen Augen haben alle Zeitereignisse, auch die blendendsten und geräuschvollsten, nur vorübergehende Bedeutung. „Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag“ (II Petr. 3, 8). Infolge seiner innigen beständigen Vereinigung mit Gott sieht er die vorüberziehenden Jahrhunderte gleichsam mit den Augen Gottes an. Sie haben daher samt der ganzen Zeitgeschichte für ihn hauptsächlich nur den Wert, den sie für Gott haben; sie gelten ihm nur als Gelegenheit für die Errichtung des Reiches Gottes auf Erden durch Christus. Den Einzug Christi in die Welt bereiten die ihm vorausgehenden Jahrtausende vor; die ihm folgenden sind bestimmt, das Reich seiner Kirche zur Entwicklung zu bringen. Christus ist ihm der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Johannes gibt Zeugnis von ihm und ruft: „Dieser war's, von dem ich sagte: Der nach mir kommt, ist mir voraus; denn er war eher als ich“ (Jo. 1, 15).

Die mächtigen Weltreiche Aegypten und Babylon, der Welt-eroberer Alexander und die römischen Cäsaren schrumpften vor diesem einen Könige, dessen Reich in der Welt nicht von dieser Welt ist, zu Tagesgrößen zusammen. Eine Vorbereitung auf das Weltgericht, das Christus der Richter halten wird, ist ihm die ganze Weltgeschichte. Dort wird nur bestehen, wer hienieden dem Rufe Gottes in bußfertiger Nachfolge Christi gefolgt ist. Von diesem Ewigkeitsgedanken durchdrungen, beurteilt er auch sein eigenes Volk, dessen außerordentlicher göttlicher Beruf ihm so teuer sein mußte. Aber nicht Fleisch und Blut bestimmt ihn dabei, sondern der Blick auf Christus und das Verhältnis zum Reiche Gottes. Den Führern des jüdischen

Volkcs, die ihn am Jordan aufgesucht haben, ruft er zu: „Bringet würdige Früchte der Buße und fangt nicht (wieder) an zu sagen: ‚Abraham ist unser Vater.‘ Ich sage euch nämlich: ‚Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken‘“ (Lk. 3, 8).

Weit entfernt durch solche überzeitliche Ewigkeitsgesinnung seiner Zeit sich zu entfremden, versteht er diese gerade dadurch erst richtig und lehrt sie verstehen. Und das hat von ihm der Priester der Gegenwart zu lernen. Mit überzeitlichem Blicke liest er seine Zeitung und beurteilt auch die einzig großen Kriegsereignisse der Gegenwart im Lichte der Ewigkeit, wie er die Geschichte studiert. Nationalchauvinistische Vorurteile und Engherzigkeiten können dabei trotz heißer Vaterlandsliebe seinen Blick so wenig trüben, wie der des Täufers seinem Volke gegenüber seine Schärfe verlor.

Ueberzeitlich ist Johannes sodann geworden, indem sein lebendiges Andenken durch die Jahrhunderte bisher nicht verdunkelt worden ist. Inniger (a. a. O. 370—471) hat ein langes Kapitel unter dem Titel: „Fortleben und Verherrlichung des Täufers“ dieser Ueberzeitlichkeit gewidmet. Kaum ein König oder Kaiser erfreut sich eines solchen Andenkens. Das Wort: „Defunctus adhuc loquitur“ (Heb. 11, 4) wird an Johannes besonders bewahrheitet, indem sein Zeugnis über Jesus Tag für Tag aus dem Munde von vielen tausend Priestern in allen Ländern ertönt: Ecce agnus Dei. Wahrlich, es lohnt sich, nach seinem Beispiele mit dem ewigen Worte in Menschengestalt vereinigt die Macht der Zeit zu überwinden!

3. „Es trat auf ein Mensch, gesandt von Gott, der hieß Johannes“ (Jo. 1, 6). Mit dieser Betonung des rein menschlichen Charakters in dem Täufer scheint es unvereinbar zu sein, ihn als übermenschlich zu bezeichnen. Gleichwohl ist er ohne die Erhöhung zur Uebernatur einfach nicht zu begreifen. Er wird jedoch dadurch so wenig außerhalb der Menschengemeinschaft oder unbedingt über dieselbe gesetzt, als Paulus die Menschennatur in Abrede stellte mit der Versicherung: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen, sondern ich habe mehr als sie alle gearbeitet, doch nicht ich, sondern die Gnade mit mir“ (I Kor. 15, 10). Die Gnade hebt ja die Natur nicht auf, sondern setzt sie voraus und verklärt sie. Johannes aber war ein Gnadenmensch mit Vorzug. Gegen die Erwartung von Fleisch und Blut wird ihm deshalb sein Name unmittelbar vom Himmel bestimmt, der ihn als „Jahwes

Gnade“ der Welt verkündigt. Ein übernatürliches Gnadenwunder ist seine Empfängnis seitens der unfruchtbaren Elisabeth. Uebermenschlich beginnt er vor seiner Geburt seinen Beruf, „vom Lichte Zeugnis zu geben“, zu erfüllen (Lk. 1, 41. 44). Uebermenschlich hart und streng ist sein Bußleben von der frühesten Jugend an. Hoch über dem Sinnen und Trachten der Menschen steht er in seiner engelhaften keuschen Reinheit, worin er wieder an Elias einen Vorläufer hat. Wohl mit besonderer Beziehung hierauf halten ihn seine staunenden Zeitgenossen für Elias, während Christus selbst dies in seinem Zeugnis über ihn hervorzuheben scheint: „Er ist noch mehr als ein Prophet, denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her.“ Uebermenschlich ist seine Demut, womit er ohne eine Spur von Selbstsucht in der klarsten Erkenntnis seiner gänzlichen Abhängigkeit von der göttlichen Gnade sich nicht für würdig hält, dem Heiland den Schuhriemen aufzulösen und mit heiliger, selbstloser Freude erklärt: „Er muß wachsen, ich aber abnehmen“ (Jo. 3, 30).

Allerdings ist die Demut als wahrheitsgemäße, beständige Ueberzeugung von der geschöpflichen Ohnmacht und Anspruchslosigkeit auf irgend welche Ehre samt der entsprechenden Handlungsweise durch und durch menschlich, weshalb der Apostel jedem Menschen unter Ausschluß jedes Widerspruches zuruft: „Was hast du denn, das du nicht empfangen hättest? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ (I Kor. 4, 7.) Die allgemeine Verderbtheit der Menschen zeigt sich aber gerade in dem Mangel dieser selbstverständlichen Tugend und in der fast unaustilgbaren Sucht nach eitler Ehre. „Im Leben“, sagt diesbezüglich der heiligmäßige, tiefe Kenner des Menschenherzens, Bischof Bonifatius v. Haneberg, „lernt man nur Demütigung nicht Demut, oder wenn doch, mit gebrochenem Herzen.“ Das Herz des gewaltigen Täufers in einsamer Größe ist aber nicht gebrochen durch Demütigungen endlich zur Demut gelangt, vielmehr sagt er ganz im Geiste des angeführten Apostelwortes von seinen Gaben: „Ein Mensch kann sich nicht etwas nehmen; es muß ihm vom Himmel gegeben sein“ (Jo. 3, 27). So kommt er unberührt von Menschenlob und ungefränkt von Menschen-tadel der demütigen Mutter des Herrn nahe, die auf der schwindelnden Höhe einzigartiger Würde das wundervolle Wort spricht: „Siehe die Magd des Herrn: mir geschehe nach deinem Worte!“

In seiner „Disputa“ hat ihm daher Raffael den Ehrenplatz zur Linken des einzigen Lehrers der Demut angewiesen, wie die glorreiche Gottesmutter zur Rechten kniet. So tritt dann der Täufer endlich übermenschlich an Kraft ohne die geringste Anwandlung von Menschenfurcht und feiger Menschenrücksicht vor den König Herodes als unbeugsamer Herold Gottes mit seinem: „Es ist dir nicht erlaubt!“ Nicht einen Augenblick hätte er geschwankt, dasselbe Wort mit flammendem Blick und majestätischer Ruhe zu sprechen, wenn ihn sein Beruf nicht vor einen Schattenkönig, sondern vor eine Versammlung von gleichgearteten, weltbeherrschenden Machthabern und Großkönigen geführt hätte.

Wer könnte nun bestreiten, daß der katholische Priester in dem übernatürlichen Berufe und in dem übermenschlichen Leben des heiligen Johannes sein ideales Vorbild zu sehen hat? Wie immer man sich zu dem bekannten Streite der letzten Jahre über den priesterlichen Beruf und die Zeichen desselben stellen mag: das steht doch fest, daß niemand ohne göttlichen Beruf sich in das Priesteramt eindrängen darf und daß das Leben und Wirken des Priesters durchaus übernatürlichen und übermenschlichen Charakter tragen muß. In dieser Ueberzeugung hält die Kirche allem Sammern männlicher wie weiblicher Schwäche gegenüber unbeugsam an der Forderung des freiwilligen Verzichtes auf die Ehe seitens ihrer Priester fest. Sie glaubt an die Kraft der Gnade, die das ungeteilte Leben für Gott ohne irdische Familienbände möglich macht, mag es dem sinnlichen Menschen immerhin unmöglich und übermenschlich erscheinen. Wie Johannes hat der Priester als einzigen und höchsten Lebensberuf: Zeugnis zu geben vom Lichte; er muß daher selbst vom Licht der Gnade durchleuchtet ein Geistes- und Gnadenmensch sein. Unter den Menschen und für die Menschen lebend hat er seinen Platz doch über den Niederungen des Lebens. Himmlische Tröstungen erwartet das gläubige Volk von ihm; mit himmlischer Autorität und mit der „Kraft aus der Höhe“ rüstet ihn die Priesterweihe aus; „unser Wandel ist im Himmel“, muß er mit dem Apostel (Phil. 3, 20) beteuern können, soll sein seelsorgliches Wirken nicht zu geistlosem Mechanismus herabsinken. Alles, was natürliche, menschliche und irdisch-leidenschaftliche Anhänglichkeit an die armseligen Güter dieses Lebens atmet, lähmt seine Tatkraft. Pfründenjägerei, Titelkrämerei und Ehrenzeichensucht, Genußsucht und Strebertum jeder Art, das in der

Welt zur Tagesordnung gehört, wird daher dem Priester am wenigsten verziehen. Neben einem Johannes macht ihn dergleichen zum lächerlichen Zerrbilde. Dagegen erfüllt das Bewußtsein von seiner gnadenreichen Berufung ohne jedes persönliche Verdienst den Priester wie den Wegbereiter des Herrn mit jener Demut, die im klaren Lichte der Wahrheit beständig betet: *Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo da gloriam!*

4. Dieses übermenschliche Gnadenleben versetzte den Täufer mit folgerichtiger Notwendigkeit endlich in einen übergelücklichen Zustand. Christus ist der Inbegriff all seines Glückes. „Ich bin nicht Christus, sondern ich bin vor ihm hergesandt. Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber, der dienstbereit ihm zuhört, freut sich gar sehr über die Stimme des Bräutigams. So ist auch meine Freude jetzt vollkommen“ (Jo. 3, 28. 29). Hiemit schreibt er sich selbst „hochzeitliches“ Glück und „hochzeitliches“ Leben zu, wie es die Mystik des Mittelalters¹⁾ als Höhepunkt der Nachfolge Christi fordert. Diesen Sonnenschein des Glückes konnte ihm das Elend dieses Lebens vielleicht verdunkeln, aber nicht rauben. Sein finsterner Kerker, in dem er als Herold der Tugend schmachtet, wird von den Strahlen dieser Sonne erleuchtet. Die gesunde Exegese legt der Frage, die Johannes aus dem Gefängnis an Jesus richten läßt (Mt. 11, 2 f.), nicht einem Zweifel im gedrückten Gemüte zu Grunde, sondern das liebevolle, glaubensfeste Verlangen, die Zweifel seiner Jünger auf die nachdrücklichste Weise zu heben. Wir sind nicht berechtigt, bei dem größten der Propheten, der übergelücklich mit dem Finger auf das Heil der Welt weisen kann, die mutlose Verzagttheit anzunehmen, die Elias vorübergehend niederdrückte. Auch diesbezüglich ist er der „Gröfste der vom Weibe Geborenen“. Sein Himmelsglück ist den Wechselfällen des Lebens nicht ausgesetzt. Wie sein „Leben Christus ist, so ist Sterben ihm Gewinn“. Als Vorläufer des Herrn erblickte er wenige Monate vor ihm das Licht dieser Welt; wieder nur wenige Monate vor ihm ging er mit der Märtyrerkrone geschmückt in lilienweißer Unschuld aus diesem Tränental. Nicht zwar die Himmelfahrt des Elias, wohl aber dessen Himmelsfreude war sein Anteil. Am Freunde des Bräutigams erfüllte sich das Wort, das der Bräutigam

¹⁾ Denifle-Schulthes, Das geistliche Leben. 6. Aufl. Graz 1908. S. 327.

selbst allen seinen Freunden später als Testament und Trost zurückließ: „Eure Freude wird euch niemand nehmen“ (Jo. 16, 22).

„Freund des Bräutigams“ zu sein, ist der süße Beruf des Priesters, den ihm der Bischof am Weihealtar mit den Worten des Bräutigams kundtut: Jam non dicam vos servos sed amicos (Jo. 15, 15). Hierin liegt der Jungborn des priesterlichen Glückes, den die Welt nicht kennt, der nie versiegt, falls der unglückliche Priester ihn nicht selbst verschüttet. Kaum je war es so notwendig hierauf hinzuweisen, als heute, da manchmal auch in katholischen Kreisen Gedanken und Stimmen über die Vorbildung des Priesters laut werden, denen diese Hauptsache unbekannt zu sein scheint. Im preußischen Kulturkampf sollte der Priesteramtskandidat durch ein Staatsexamen aus der Literaturgeschichte auf die Höhe der Zeit gehoben werden. Weder Droh- noch Lockmittel haben auch nur einen Theologen vermocht, dieser lächerlichen Würdelosigkeit zu verfallen. Damals konnte die Tatsache betont werden, daß die Studierenden der katholischen Theologie keinem Kommilitonen in den anderen Fakultäten an Literaturkenntnis nachstehen. Das wird wohl heute auch noch wahr sein. Was aber der Theologe auf Grund seines Priesterberufes vor allen anderen Studierenden voraushaben muß und was auch durch die unbedingt notwendige möglichst tiefe und weite wissenschaftliche Bildung allein nicht ersetzt werden kann, das ist die im Gnadenleben begründete, rückhaltslose Hingabe an Christus, die Johannes den Täufer auszeichnet. Die Neuordnung aller Verhältnisse nach dem Kriege nötigt nicht zuletzt auch den katholischen Priester unbedingt zu größeren Leistungen und Opfern, als sie in der Friedenszeit durchschnittlich im Klerus zu Tage treten. Nationale Begeisterung, natürliche Vaterlandsliebe, seelsorgliche Amtsgewandtheit allein können ihm diese Leistungsfähigkeit keineswegs verschaffen; sie wird aber in erstaunlicher Kraft sich zeigen, wenn jeder neugeweihte Priester mit dem überwältlichen, überzeitlichen, übermenschlichen und überglücklichen Eliasgeiste des großen Täufers seine Laufbahn antritt, und sein Bischof ihm mit dem Worte seine Stelle anweisen kann, das der glückliche Zacharias über seinen Johannes prophetisch aussprechen durfte: „Et tu puer propheta altissimi vocaberis, praeibis enim ante faciem Domini parare vias eius.“